

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 62 (1991)
Heft: 12

Artikel: Vom Geheimnis des Wortes : die behinderten Sprache : warum kann Martin immer noch nicht sprechen?
Autor: Mattmüller, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-810425>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

seinem Menschsein zu begegnen, ihn in unserem Hause recht zu empfangen, ganz aufzunehmen?

Diese Frage hat sich auch der Schuster Martin in Tolstois Erzählung «Wo die Liebe ist, da ist auch Gott» gestellt. Da sass er nun schon seit Wochen, Abend für Abend im Schein der Petrolampe über seinem Neuen Testament, bewegt von der Frage, wie er wohl Christus aufnehmen würde, wenn er nun wirklich einmal bei ihm einträte. Und er kam nicht. – Eines Abends aber hörte er hinter sich ganz deutlich die Worte: «Martin! Schau morgen auf die Strasse hinaus, ich werde kommen!» Vor freudiger Erregung schlief er kaum in dieser Nacht, stund morgens zeitig auf und setzte sich an seine Schusterarbeit, schaute aber immer wieder durchs kleine Fenster auf die winterliche Strasse hinaus. Was aber sah er da? Da war ja nur der alte Hausknecht Stepanytsch von nebenan, der sich an die Hausmauer lehnte und in die steifen Hände hauchte. Es muss wohl heute kalt sein draussen. Ich muss ihn hereinholen und will ihm ein Glas Tee kochen. Und er tat so. – Später – es ging schon gegen Mittag – sah er eine alte, schlecht gekleidete Bauernfrau, ihr Kleines auf dem Arm, zitternd vor Kälte am Fenster vorübergehen. Ich muss sie hereinholen, dachte er. Sie hat ja so schlechte Kleider. Ich will ihr einen heissen Tee kochen, und meine Unterziehjacke und den alten Pelz für die Kleine soll sie

auch haben. Und er tat so. Gegen Abend – es dämmerte schon – kam grosser Lärm von der Strasse her. Und als er hinsah, gewahrte er eine alte Marktfrau, die einen kleinen Flegel ausschalt, der ihr einen Apfel aus dem Korb gestohlen hatte. Martin lief hinaus, sprach den beiden freundlich zu und schaute ihnen lächelnd nach, als sie sich, den Korb gemeinsam tragend, langsam in der Dämmerung entfernten. Das war ja gut so. Wo aber war denn Christus geblieben? Traurig legte er sich an diesem Abend zubette. Mitten in der Nacht aber hörte er eine Stimme, die ihm ins Ohr flüsterte:

«Martin, Martin, hast du mich nicht erkannt?»

»Wen?» fragte Martin.

«Mich», sagte die Stimme, «ich war es doch.»

Und aus der dunklen Ecke der Stube trat Stepanytsch, der Hausknecht, trat die Frau mit dem Kindchen, und auch die Markfrau ging mit dem Bauernbub an ihm vorüber, und alle verschwanden so leise, wie sie gekommen waren. Und Tolstoi schliesst die Erzählung mit den Worten: Da wurde dem Schuster klar, dass ihn sein Traum nicht getäuscht hatte: Der Heiland war heute wirklich zu ihm gekommen, und er selber war es gewesen, den er empfangen hatte.

Die behinderte Sprache Warum kann Martin immer noch nicht sprechen?

Von Peter Mattmüller

Das ist die bange Frage seiner Eltern, die uns ihr Kind zur Abklärung in die Sprachheilschule bringen. Seit Jahren haben sie, zuerst noch hoffend, dann aber mit zunehmender Sorge, auf das erste Wort von Martin gewartet. Nun ist der Knabe vor einem Monat fünf Jahre alt geworden, und immer noch ist er sprachlos, stumm. Warum ist das so?

Die Eltern berichten:

«Martin war von Anfang an anders als seine beiden Schwestern. Er lag wie verloren in seinem Bettchen. Nie hat er uns angeschaut, nie seine Händchen nach der Mutter ausgestreckt. Er hat auch nie gelächelt. Später, als er sitzen und dann auch gehen konnte, verfiel er immer häufiger in langandauernde, völlig sinnlose Bewegungsabläufe. Er wippte mit dem Körper hin und her, schlug die Handflächen aufeinander und lachte laut dazu. Martin hat auch nie gespielt, und auch in der Frühbetreuung vermochte das grosse, farbige Holzspielzeug sein Interesse nie zu wecken. Sobald er seiner ansichtig wurde, begann er zu weinen, und wollte man ihn zum Spielen nötigen, dann warf er alles will um sich. Seine Aufmerksamkeit galt und gilt bis heute ausschliesslich dem Wasserhahn, dem laufenden Wasser, den Schlüsseln, die man drehen kann und also all jenen Dingen, die sich in Bewegung setzen lassen. Bei diesen Tätigkeiten kann er unendlich lang verweilen, und macht man den Versuch, ihn darin zu unterbrechen, dann wird er zornig oder bricht in ein hilfloses Weinen aus. Von uns und seinen Schwestern nimmt er kaum Notiz. Er ist in unserer Familie wie ein Fremdling.»

Unsere Abklärung ergibt, dass Martin ein schwer wahrnehmungsgestörtes Kind ist, das die Entwicklungsphasen des ersten

halben Lebensjahres, die der Sprachentwicklung vorgeordnet sind, nicht durchlaufen konnte. Aus diesem Grunde vermochte er nicht aktiv in die Sprache einzutreten. Störungen dieser Art sind einer Behandlung zugänglich, wobei es wichtig ist, dass dieselbe früh, wenn möglich schon im ersten Lebensjahr erfolgt und fachgerecht vorgenommen wird. So wichtig es nun gerade für Kinder wie Martin ist, dass ihre Behinderung früh erkannt und fachkundig behandelt wird, so sehr bewegt uns im Zusammenhang unserer Beitragsreihe jene andere, in heilpädagogischen Kreisen eher selten gestellte Frage: Was ist es eigentlich um ein Kind, das während Jahren nicht zum ersten Wort zu finden vermag, dem das Reich der Sprache verschlossen bleibt, das über lange Zeit im Schweigen verharren muss?

Die Not des sprachlosen Kindes

Nie wird es dem unbehinderten Menschen möglich sein, sich ganz in die Lebenssituation eines Behinderten einzufühlen. Wer aber beruflich oder in der eigenen Familie vor die Aufgabe gestellt ist, ein behindertes Kind zu begleiten und zu betreuen, wird, wenn er von dieser Aufgabe nicht einfach überfordert ist, doch immer versuchen, sich dem Kinde anzunähern, sich in seine besondere Lage zu versetzen. Bei Kindern wie Martin kann dieser Nachvollzug dann ein Stück weit gelingen, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie sehr das normale Kind in der Sprache und von der Sprache lebt, und in welcher entscheidender Weise sie auf seine Persönlichkeitsentwicklung einwirkt.

Nun neigen wir ja immer wieder dazu, die Sprache auf ihre Funktion als Kommunikationsmittel einzuschränken. Sprache ist aber

weit mehr als dies: Schon in der Zeit, in der das Kind selber noch nicht spricht, dringen Worte an sein Ohr. Da sind die ersten Worte der Mutter, das Wiegenlied, der Kindervers – sie alle für das Kind noch ganz ohne begriffliche Bedeutung, dafür aber mit dem Klang der Liebe, der Zuneigung, mit der Lust und Freude des Lebens angefüllt. Später, noch lange bevor es selber sprechen kann, entdeckt es, dass die Dinge Namen haben, dass sie sich voneinander unterscheiden, dass es in seiner Welt Vertrautes und Bedrohliches, Erfreuliches und Unbehagliches gibt. Zugleich lernt es die ersten Regeln des Zusammenlebens kennen, und die Eltern werden nicht versäumen, ihm mit Worten zu bedeuten, was man unbeschadet tun darf, wovor man sich aber zu hüten hat. Und dann jene Sternstunde, in der das Kind sein erstes sinnerfülltes Wort spricht, und die Zeit danach, in der es immer neue Worte findet, aus denen es sich eine Welt, seine eigene Welt zu bauen beginnt, bis hin zu jenem bedeutungsvollen Ich, in dem es sich selber entdeckt, sich seiner inne, sich selbst bewusst wird. Mit Worten wird es sich nun immer deutlicher von seiner Umwelt abgrenzen, wird seine Eigenständigkeit und damit auch seinen Widerstand ihr gegenüber kundtun. Das Wort gibt ihm aber auch die Möglichkeit, sein Zumutesein und all das, was in ihm vorgeht, zu klarem Ausdruck zu bringen. Und endlich wird es mit dem Zwei- und Mehrwortsatz in die Denkstrukturen seines Lebenskreises eingehen, und es wird, gleichsam auf den Flügeln des Wortes, zum Flug in die weite Welt des Geistes ansetzen. Wie Vieles wäre noch zu berichten vom Wunder des Geistes ansetzen. Wie Vieles wäre noch zu berichten vom Wunder der kindlichen Sprachwerdung, wie Manches lässt sich hier aber auch nur errahnen.

Und mitten in dieser wundersamen Welt des Wortes steht nun also Martin, der Ahnungslose, an dem die Worte spurlos vorübergehen, der in sich eingeschlossen ist, der das Wort, den Schlüssel zum Tor der Welt und zur Türe seines Herzens nicht zu finden vermag. Die Tiefe solcher Lebensnot ist kaum zu ermessen, und Hilfe wird hier im eigentlichen Wortsinn notwendig. Wie aber kann dem sprachlosen, dem sprachbehinderten Kind geholfen, recht geholfen werden?

Erwägungen zur Betreuung und Behandlung sprachloser und sprachbehinderter Kinder

Wir leben in einer Zeit der Therapiegläubigkeit. Vielfältige Therapieangebote wecken immer neue Therapiebedürfnisse. Die Heilung körperlicher und seelischer Schäden ist ein gutes Stück weit machbar geworden. Nun liegt es im Wesen der Therapie, dass sie in erster Linie die vorliegende Behinderung ins Auge fasst. Der Mensch als Träger der Behinderung tritt dabei häufig in den Hintergrund. Was es heissen könnte, in unseren logopädischen und heilpädagogischen Überlegungen wieder mehr vom Kind, vom Menschen auszugehen, das möchten wir im folgenden zu zeigen versuchen.

Martin mag uns hierzu als erstes Beispiel dienen. Wohl liegt bei ihm eine schwere *Wahrnehmungsstörung* vor, die ohne eine gezielte und fachgerechte Behandlung nie behoben oder auch nur gemildert werden kann. Gerade hier scheint uns aber der Blick auf das Kind und die Berücksichtigung seiner frühkindlichen Lebensbedürfnisse wichtig zu sein. So wie die Mutter ihr Neugeborenes häufig in die Arme schliesst, ihm in den Besorgungshandlungen vielfältige Körperkontakte bietet, es mit Klängen und Worten umgibt und ihm damit jenes Urvertrauen vermittelt, das erst ein Leben zu voller Entfaltung zu bringen vermag, so werden wir als Erstes versuchen, das wahrnehmungsgestörte Kind gleichsam in seinen noch eng umgrenzten Lebenskreis einzubetten, seine Umwelt so zu gestalten, dass es zu ihr Vertrauen fassen und

ohne Angst in ihr leben kann. Stellt sich dieses Zutrauen zu uns, zu den Dingen seiner nächsten Umgebung, vor allem aber zu sich selber langsam ein, dann werden wir mit ihm behutsam den Weg in die Welt der vielen Einzelerfahrungen antreten, und auch später, wenn die Zeit für eine eigentliche Wahrnehmungs- und Sprachtherapie gekommen sein wird, werden wir darauf achten, dass diese eng mit dem Leben und Erleben des Kindes und mit seinen unmittelbaren Bedürfnissen verbunden bleibt.

Ganz anders ist die Lebenssituation des *hochgradig geistigbehinderten Kindes*. Es wird von seinen geistigen Voraussetzungen her nie in der Lage sein, aktiv in die Lautsprache einzutreten, und es wird sich jeder therapeutischen Einflussnahme gegenüber als unzugänglich erweisen. Gerade hier tut aber Hilfe, mitmenschliche Hilfe besonders not. Auf die Frage, was denn nun hier zu tun sei, gibt uns, wie so oft, das Kind selber eine Antwort. Es weist uns darauf hin, dass die Lautsprache bei weitem nicht das einzige Ausdrucks- und Kommunikationsmittel ist. Wir haben ja auch Augen, aus denen unser Herz zu sprechen vermag. Wir haben ein Gesicht, eine bewegte Mimik, die unsere Mitmenschen bewegen kann, einen Mund, der nicht nur zu sprechen, sondern auch zu lächeln und zu schmollen vermag. Und wir haben Hände, die berühren, anfassen, streicheln, aber auch Halt gebieten können. Wer sich auf diese Sprache einlässt, der wird mit Erstaunen feststellen, dass sich auch schwerstbehinderte Kinder von ihr bewegen lassen, und er wird erleben, dass sich auch hier menschliches Verstehen, ein tragendes Einverständnis einstellen kann.

Wieder anders ist die sprachliche Situation des *geistigbehinderten, aber noch praktisch bildungsfähigen Kindes*. Es wird in der Regel selbsttätig zu einer, seinen geistigen Möglichkeiten entsprechenden, allerdings meist fehlerhaften und unvollständigen Sprache gelangen. Die Frage, ob hier eine spezielle logopädische Therapie anzusetzen sei, führt uns im Blick auf die Betreuung und Behandlung sprachbehinderter Kinder zu einer weiteren wichtigen Erwägung. Wenn wir uns noch einmal vergegenwärtigen, dass die Sprache der wohl persönlichste Ausdruck unseres Menschseins und also gleichsam der Spiegel unserer Persönlichkeit ist, dann stellt sich uns hier in erster Linie die Aufgabe, dem Kind darin behilflich zu sein, eine Sprache zu erwerben, die seinen geistigen Möglichkeiten entspricht, eine Sprache, die seine eigene ist, die es auch wirklich brauchen, mit der es sich ausdrücken und verständlich machen kann, und mit der es handelnd in seine Umwelt einzugreifen vermag. Dies gelingt nach unserer Erfahrung dann, wenn wir das geistigbehinderte Kind in seiner ganzen Persönlichkeit zu fördern und damit die sprachwirkenden Kräfte in ihm zu wecken versuchen. Einzig da, wo bei einem Kinde zusätzliche Sprachstörungen vorliegen, wird eine logopädische Betreuung angezeigt sein. Bei allen anderen wird unser Auftrag nicht über eine sorgfältige Pflege des Sprachlichen hinausgehen dürfen.

Nun gibt es eine grosse Zahl *sprachbehinderter Kinder*, bei denen eine spezielle Sprachheilbehandlung unbedingt erforderlich ist. Wohl auch aus diesem Grunde hat die Logopädie in den letzten Jahrzehnten sowohl in wissenschaftlicher als auch in praktischer Hinsicht einen ungeahnten Aufschwung genommen. Dabei konnte sie sich – ein Zeichen unserer Zeit – einer zunehmenden Differenzierung und Spezialisierung nicht entziehen. Da wird denn einerseits in einem kürzlich erschienenen wissenschaftlichen Werk versucht, den Sprachbehinderungen bis in ihre feinsten Verästelungen nachzugehen und sie in ein umfassendes System zusammenzufassen. Andererseits blühen am Wegrand der Logopädie immer neue Methoden auf, die jeweils eine ganz spezielle Sprachstörung ins Auge fassen und dem Therapeuten immer differenziertere Hilfestellungen anbieten. All diesen Bestrebungen ist sicher zuzubilligen, dass sie in bester Absicht erfolgen. Die Frage sei aber doch erlaubt, ob wir uns hier noch auf dem rechten

Weg befinden. Ist uns bei alledem nicht etwa gar das Kind abhanden gekommen? Gilt unser Interesse nicht mehr und mehr seiner Sprachbehinderung und damit vornehmlich unseren methodischen Möglichkeiten, dieselbe zu beheben? Und die andere Frage: Wie steht es eigentlich um das Verhältnis des Logopäden, um unser persönliches Verhältnis zur Sprache? Ist sie für uns zum blossen Gegenstand unserer beruflichen Tätigkeit geworden? Oder wissen wir vielleicht doch noch etwas vom Wunder der Sprache und – lieben wir sie darum noch? Wir lassen diese Fragen, so wie sie hier gestellt sind, einmal stehen, bitten aber Sie, liebe Leserin, lieber Leser, und insbesondere die fachlich orientierten unter Ihnen, dieselben mit uns weiter zu bedenken und zu erwägen.

Und hier noch ein Wort zum *gehörlosen Kind*. Da es die Worte seiner Mutter, die Sprache seiner nächsten Umwelt nicht zu hören vermag, wird es nicht selbsttätig in die Sprachentwicklung eintreten. Trotzdem ist es möglich, hörbehinderten Kindern, die ja mehrheitlich gut begabt sind, eine leistungsfähige Lautsprache zu vermitteln. Dieses Unternehmen, das nur unter grösstem Einsatz des Kindes und seiner Betreuer zum Ziele führen wird, ist darum unbestritten, weil es das hörbehinderte Kind in die Lage setzt, mit seiner hörenden Umwelt in sprachlichen Kontakt zu treten, sich ihr Wissen, ihre Kulturgüter anzueignen und sich auch später, im beruflichen und gesellschaftlichen Leben zurechtzufinden. Und doch ist auch hier im Zusammenhang mit unserer eingangs gestellten Frage ein Bedenken anzumelden: Kann diese Sprache, die es selber nie zu hören vermag, die nie zu seinem Ohr zurückkehrt, die gleichsam in den Wind gesprochen ist und die es nur als lautlose Bewegung von den Lippen seines Gegenübers abzulesen vermag – kann eine Sprache ohne Ton und Klang, die das Gemüt des Kindes nicht zum Schwingen zu bringen vermag, die auf das rein Begriffliche eingeschränkt bleibt, denn auch die Sprache seines Herzens sein? Die Frage ist berechtigt, dies zumal darum, weil im gehörlosen Menschen eine Sprache angelegt ist, die nun wirklich seine eigene, die *Sprache seines Herzens* ist. Es ist die Sprache der Gebärde, eine Sprache, die ihm erlaubt, seine Gedanken und Gefühle in bewegten Bildern aus sich heraus und vor sich hin zu stellen, eine Sprache, in der es ganz, als ganzer Mensch gegenwärtig sein kann und mit der er im Kreise der Gehörlosen echte menschlichen Gemeinschaft zu verwirklichen vermag. Nun ist im Zusammenhang mit dieser Frage in Fachkreisen, bei den betroffenen Eltern und unter den Gehörlosen selber ein eigentlicher Sprachenstreit entbrannt. Wir halten dafür, dass hier, wie ganz allgemein in heilpädagogischen Fragen, jede Ausschliesslichkeit nur schaden kann. Einerseits wird in der Gehörlosenbildung nie auf die Vermittlung einer leistungsfähigen Lautsprache verzichtet werden können. Andererseits werden wir dem gehörlosen Kind aber auch die Gebärde und damit jene Sprache seines Herzens, in der es erst ganz Mensch zu sein vermag, nicht vorenthalten dürfen.

Die Not des sprachbehinderten Erwachsenen

Nun sind trotz all unserem logopädischen Bemühen nicht alle Sprachstörungen restlos zu beheben. So wird das im Sprachbereich betroffene cerebral bewegungsgestörte Kind auch im Erwachsenenalter mit seiner Sprachbehinderung leben müssen. Ebenso wird das Stottern, eine der tiefgreifendsten Sprachstörungen, in vielen Fällen nie ganz zu beheben sein. Dass Erwachsene dieser Art von ihrer Umwelt häufig nicht ernst genommen, ja recht eigentlich diskriminiert werden, lässt sich in kurzen Zügen kaum befriedigend erklären. Für die direkt Betroffenen ist diese Diskriminierung aber von grösster Tragweite. Sprachbehinderte Erwachsene sind in einer eigentlichen Lebensnot, und die Erwäh-

gung, wie hier zu helfen sei, tut dringend not. Einerseits werden wir mit den Betroffenen gemeinsam zu überlegen haben, in welcher Weise ihre Lebensverhältnisse gestaltet werden könnten, wobei wir ihnen nahelegen werden, einen Beruf zu wählen, in dessen Ausübung die Sprachschwierigkeit nicht zum Hindernis werden kann. Andererseits machen wir in der Begegnung mit sprachbehinderten Erwachsenen die Erfahrung, dass wir uns zunehmend an ihre Sprechweise gewöhnen, dass sei dadurch in ihrem sprachlichen Ausdruck freier werden, und dass sich auf diese Weise wertvollste menschliche Beziehungen ergeben können.

Nun gibt es aber auch Störungen der Sprache, die sich meist erst im Erwachsenenalter, vor allem aber beim älteren Menschen einstellen. Weit verbreitet sind die progressiven Hörstörungen, die die sprachliche Verkehrsfähigkeit empfindlich einzuschränken vermögen. Sie können schon beim Kinde oder im mittleren Alter auftreten, werden aber am häufigsten in der Form der Altersschwerhörigkeit wirksam. Während sich schwerhörige Kinder und Jugendliche noch relativ rasch und gut auf ein Hörgerät einstellen und sich auch eine genügende Absehfähigkeit erwerben können, gelingt dies dem älter werdenden Menschen oft kaum mehr. Damit aber wird es für ihn, wie übrigens auch für ältere Hörgeräteträger, immer schwieriger, einem Gespräch in der Gruppe zu folgen, und er wird sich aus diesem Grunde zunehmend auf sich selbst zurückziehen – eine Entwicklung, die vor allem beim alleinstehenden Menschen zu völliger Vereinsamung und in der Folge zu Verbitterung und zu depressiven Erscheinungen führen kann. Dieser tragischen Persönlichkeitsentwicklung suchen die Schwerhörigenvereine entgegenzuwirken, indem sie hörbehinderten Menschen Gelegenheit bieten, mit gleichartig Behinderten zusammen zu sein. Erfahrungsgemäss sind aber viele der so Betroffenen innerlich oder aus äusseren Gründen nicht in der Lage, von diesem Angebot Gebrauch zu machen. Ihnen müsste darum unsere ganz besondere Aufmerksamkeit gelten, kann doch unsere persönliche Zuwendung für sie zur entscheidenden Lebenshilfe werden.

Und endlich denken wir hier auch an jene älteren Menschen, die ihre Sprache durch einen Schlaganfall oft vollständig verlieren, und an jene, die infolge einer Hirnkrankheit oder eines allgemeinen körperlichen und geistigen Abbaus in ihren sprachlichen Fähigkeiten zunehmend eingeschränkt werden. Im ersten Fall kann eine klinische Aphasiebehandlung oft weitgehend zur Wiederherstellung der Sprache führen. Bei den Letztgenannten steht dagegen die Betreuungs- und Begleitungsaufgabe im Vordergrund. Diese Aufgabe wird dadurch erschwert, dass sich Kranke dieser Art sprachlich oft kaum mehr auszudrücken vermögen, und dass es dadurch immer schwieriger wird, sich in ihre Lebenssituation einzufühlen. Auch ihre Ansprechbarkeit nimmt im Verlauf des Krankheitsgeschehens ständig ab, und wir werden sie am ehesten noch über eine gefühlsbetonte Ausdrucksweise, vielleicht auch durch das Hervorholen früher gemeinsamer Erlebnisse und Erinnerungen erreichen. Weit wichtiger ist für sie aber unser menschliches Nahesein. Und hier vergegenwärtigen wir uns noch einmal die vielfältigen Kommunikationsmöglichkeiten, die uns über den lautsprachlichen Verkehr hinaus zur Verfügung stehen. Unsere Blicke, die sich treffen, unser Gesichtsausdruck, unsere Hände, die sich berühren – sie alle vermögen dieses Nahesein, das Gefühl des Zusammengehörens und letztlich jene Geborgenheit zu vermitteln, die diesen Kranken in ihrer tiefen Verunsicherung so sehr not tun.

Die Sprache ist ein hohes Gut des Menschen. Von ihrer Behinderung ist der Mensch in seiner ganzen Persönlichkeit betroffen. Wer sich mit dem sprachbehinderten Menschen befasst, möge nie vergessen, dass er hier vor dem Wunder der Sprache und vor der einmaligen Wirklichkeit eines Menschen steht. Ob es wohl notwendig war, dies hier wieder einmal zu sagen?